

Unverkäufliche Leseprobe



Kristina Milz & Julia Schneidawind
Klassenfoto 1937

Die Geschichte einer jüdischen Schulklasse

2026. 421 S., mit 32 Abbildungen
ISBN 978-3-406-85065-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/40764229>

Kristina Milz & Julia Schneidawind

KLASSEN FOTO

1937

Kristina Milz & Julia Schneidawind

KLASSEN FOTO

1937

Die Geschichte
einer jüdischen Schulklasse

C.H.Beck

Mit 32 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte
bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor,
Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke
des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: [buxdesign](#) |
München, Daniela Hofner

Umschlagabbildung und Vorsätze:

© Familie Suesheim D'Angelo

Satz: Janß GmbH, Print- und
Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 85065 3

www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Für

Bertel

Erich

Esther

Günter

Harald

Inge

Jackie

Manfred

Margot

Menni

und

Susi

Inhalt

Prolog: «Meine Klasse. Wer hat überlebt???» 11

I. LEBEN

- 1. Miesbach, Mai 1937 | Margot**
oder Der «Bäder-Antisemitismus» 29
- 2. Hamburg, April 1938 | Marion**
oder Der Neuanfang am Río de la Plata 40
- 3. Zagreb, Oktober 1938 | Sigi**
oder Die <Polenaktion> 53
- 4. München-Moosach, November 1938 | Bertel**
oder Der verschwundene Vater 68
- 5. Harwich, Dezember 1938 | Mella**
oder Der Kindertransport 80
- 6. Haifa, März 1939 | Rali**
oder Die Flucht auf der Galiläa 94
- 7. Brennero, April 1939 | Paul**
oder Zwei Puder Dosen Hoffnung 108
- 8. München-Maxvorstadt, Juli 1940 | Hugo**
oder Ein letzter schöner Sommer 122

II. ÜBERLEBEN

- 1. Baltimore, Neujahr 1941 | Paul**
oder Heimweh nach Bertel 139
- 2. München-Altstadt, November 1941 | Hugo**
oder Der Schmerz über Fort IX 146
- 3. Izbica, März 1942 | Bertel**
oder Das <Durchgangsghetto> 162
- 4. Tobruk, Juni 1942 | Rali**
oder Die Furcht vor dem deutschen Einmarsch 175
- 5. Clifton, Juli 1942 | Mella**
oder Das Wiederfinden der Sprache 184
- 6. Buenos Aires, November 1942 | Marion**
oder Das neue Poesiealbum 196
- 7. Istanbul, Weihnachten 1943 | Margot**
oder Haymatloz in der Türkei 205
- 8. Oświęcim, Juli 1944 | Sigi**
oder Die Mordfabrik 221

III. WEITERLEBEN

- 1. Goben bei Dingolfing, Mai 1945 | Hugo**
oder Theologie nach Kaunas 239
- 2. Tel Aviv, Mai 1948 | Rali**
oder Der Traum von Israel 253

3. Hyattsville, Maryland, Dezember 1972 | Paul
oder Der Prozess 261

4. Seeshaupt, April 1995 | Dan
oder Das Prinzip Verantwortung 274

5. München-Au, Juni 1997 | Mella
oder Die verlorene Kindheit 295

6. Romantische Straße, Mai 2009 | Marion
oder Die Geister der Vergangenheit 304

7. New York, März 2016 | Margot
oder Das große Vergessen 313

8. Überall, immer | Bertel
und all die anderen entsetzlichen Lücken 321

Epilog: «Kinder sind so unverwüstlich –
solange man sie nicht umbringt.» 323

Dank 346

Die dritte Klasse von 1937 349

Anmerkungen 367

Literatur und Quellen 394

Bildnachweis 409

Personenverzeichnis 410

Ortsverzeichnis 417

Prolog: «Meine Klasse. Wer hat überlebt???»

Sara Hinde Rosenstock ist eine zierliche Dame Mitte 90 und lebt in Ra'anana, einer Stadt nördlich von Tel Aviv. Es ist ein trüber Februartag, als ihre Tochter Ruth sie besucht. Ruth Yoel hat eine E-Mail aus München erreicht: Studierende der Ludwig-Maximilians-Universität erforschen im Wintersemester 2023/24 in einem Seminar die Geschichte einer jüdischen Schulklasse aus dem Jahr 1937 – die Grundlage des Projekts ist ein Klassenfoto. «Wir haben erfahren, dass Ihre Mutter eines der Kinder auf dem Foto ist», steht in unserer Nachricht: «Wir wären sehr dankbar, wenn Sie Fotos oder Erinnerungen mit uns teilen könnten.» Wir, die beiden Dozentinnen der Studierenden aus München, haben gerade erst erfahren, dass Sara noch lebt.

Seit ihrer Schulzeit hütet die deutschstämmige Israelin einen Abzug desselben Fotos, das der E-Mail aus München angefügt ist. Sie holt es hervor und zeigt es ihrer Tochter, wie Ruth Yoel uns später erzählt: 48 Kinder zwischen acht und neun Jahren haben sich neben ihrem Lehrer zu einem Gruppenfoto aufgestellt. Mit-tendrin, in der zweiten Reihe rechts, ist Sara selbst zu sehen, verträumt blickt sie zur Seite. Es ist fast so, als hätte Sara nicht nur seit mehr als 80 Jahren dieses Foto verwahrt, sondern auch eine damit verbundene Frage: «Meine Klasse. Wer hat überlebt???» Das hat sie auf Hebräisch auf dem Foto notiert, nachdem sie in ihrer neuen Heimat von den unvorstellbaren Gräueltaten der Nationalsozialisten erfuhr.

Der Abzug, der Sara nun, viele Jahrzehnte später, aus München erreicht – er ist auf der Umschlaginnenseite dieses Buchs abgedruckt –, enthält handschriftliche Zahlen; jedem der Kinder ist eine Nummer zugeteilt. Die Nummern verleihen dem Bild mit dem Wissen um das systematische Morden in den Konzentrations- und Vernichtungslagern etwas Unheilvolles. Sie entstammen aber keinem brutal-bürokratischen Akt eines Juden hassenden Regimes, ganz im Gegenteil: Notiert hat sie der Münchner Orientalist und Universitätsprofessor Karl Süßheim, der Vater eines anderen Mädchens auf dem Bild. Ihm verdanken die Studierenden in München 86 Jahre später den Ausgangspunkt ihrer Recherche: In der ihm eigenen Akribie hat Süßheim auf der Rückseite die Namen aller Schulfreunde seiner Tochter Margot notiert – sie selbst ist mit der Nummer 16 versehen, den Arm hat sie auf der Schulter ihrer Klassenkameradin Marion (#17).

Sara selbst trägt auf dem Bild die Nummer 27. Sie findet sich auf Süßheims Liste mit ihrem Spitz- und ihrem Mädchennamen: «Rali Schindler». Über diese Angaben auf Sara Hinde Rosenstock zu kommen, war eine der schwierigsten Herausforderungen für die Studierenden unseres Seminars, doch sie haben sie gemeistert. Ungläubig betrachtete Sara in Israel nun das Foto, wie ihre Tochter uns erzählt – plötzlich ist sie wieder dort und steht mit ihren Schulkameraden im Innenhof der Jüdischen Volksschule.

München, ein milder Tag im Frühjahr 1937, der erste Tag im Wonnemonat Mai: Die Eltern haben ihre Kinder herausgeputzt, mit ihren besten Lederhosen und Sommerkleidchen stehen oder sitzen sie vor dem Fotografen, der den Beginn des neuen Schuljahrs der dritten Klasse für die Ewigkeit einfängt. Typisch für ihr Alter, typisch vor allem für ihre Zeit, stehen die Kinder nach Geschlecht sortiert: In der hintersten Reihe sind nur Jungen zu sehen, dann

kommt eine Reihe mit Mädchen, davor wieder Bube neben Bube. Nur drei Schülerinnen haben sich vorne dazwischengemogelt – Steffi Weil (#32) mit den von ihren Klassenkameradinnen beneideten «goldenen Locken und ihrem blassen Pfirsich-Teint»¹ und Inge Weißmann (#33) mit den langen Zöpfen sitzen im Doppel-pack auf der linken Seite; ganz rechts am Rand in der Hocke etwas abseits sehen wir die kleine Goldi Bienenfeld (#41), vielleicht kam sie ein bisschen zu spät an diesem Tag und hat es gerade noch ins Bild geschafft, jedenfalls hält sie Abstand zu den Jungs.

Es ist ein besonderer Moment, noch wird nicht ständig und allerorten fotografiert, und bis auf die schüchterne Sara alias Rali, die zum neuen Schuljahr ein hübsches Poesiealbum geschenkt bekommen hat, schauen sie alle konzentriert in die Kamera. Die einen ganz brav und ernst, die anderen kecker, ein wenig frech sogar, so blicken sie den Betrachter an und scheinen für diesen Moment vergessen zu haben, dass sie im <Dritten Reich> aufwachsen, einer Diktatur, die von radikalen Antisemiten mit rassistischen <Volksgemeinschafts>-Fantasien angeführt wird. Wesentlich schlimmer kann es nicht mehr kommen, so denken viele der Eltern in dieser Zeit. Ein fataler Irrtum, der erst im Rückblick naiv erscheint.

Ausgehend von einem flüchtigen Moment – der Aufnahme eines Fotos – und aus der Perspektive der Kinder, die darauf zu sehen sind, wird in diesem Buch die Geschichte der Schoa und die Zerstreuung der deutschen Jüdinnen und Juden in die ganze Welt erzählt. Die Geschichten um unser Klassenfoto ermöglichen es uns, im ersten Teil dieses Buchs («Leben») ein nahezu repräsentatives Bild der Münchner jüdischen Gemeinde in der NS-Zeit zu zeichnen: Im Frühjahr 1937 mussten bereits alle als jüdisch definierten Kinder jüdische Schulen besuchen, zudem waren noch nicht viele Familien emigriert. Auf diese Weise wird in dieser Kollektivbiografie ein großes Panorama an jüdischen Lebenswelten

sichtbar, ein Bild, das illustriert, wie vielgestaltig und individuell das jüdische Alltagsleben in Deutschland trotz aller verbindender Traditionen und Erfahrungen gewesen ist.

Im zweiten Teil des Buchs («Überleben») wird deutlich, wie diese Menschen zum Teil ermordet und ihre Kultur(en) zerstört wurden, sie sich aber auch in die ganze Welt hinein verstreuten. Weil die Verfolgung sich in NS-Deutschland über einen längeren Zeitraum hinweg radikalisierte, ist ihnen häufiger als den Jüdinnen und Juden in den im Zuge des Zweiten Weltkriegs besetzten Ländern, insbesondere in Osteuropa, die rettende Flucht gelungen. Sehr viele jüdische Deutsche haben die Schoa überlebt und ihre Kultur, ihre Erfahrungen und Erinnerungen in der Diaspora gepflegt und bewahrt. Anhand der hier vorgestellten Schicksale lernen wir also nicht nur über die Erfahrung der Deportation und das Leben und Sterben in den Ghettos und Lagern, sondern auch über die Bedingungen, unter denen die Geflüchteten in so verschiedenen Exilländern wie Palästina/Israel, Großbritannien, den Vereinigten Staaten, Argentinien und der Türkei Fuß zu fassen versuchten.²

Doch nicht nur die Lebenswelten, in die die Münchner Jüdinnen und Juden nach ihrer Emigration gerieten, waren heterogen – ebenso vielfältig war auch der Umgang mit dem Erlebten und mit dem Wissen darum, der Schoa nur knapp entkommen zu sein. Im letzten Teil dieses Buchs («Weiterleben») stellen wir ganz unterschiedliche Wege der Auseinandersetzung damit vor: Von Verdrängung bis zu intensiven, lebenslangen Aushandlungsprozessen reicht das Spektrum, auf dem der Umgang mit der eigenen Vergangenheit sich bewegt, von rigidem Zionismus bis hin zu weitausgreifendem Universalismus spannen sich die Deutungen darüber, welche Verantwortung für die Gegenwart und Zukunft daraus erwächst. Letztlich also geht es um die Frage, welche Lehre aus dem Holocaust zu ziehen ist: eine Frage, die den Kern unseres deut-

schen Selbstverständnisses berührt und die sich in den kommenden Jahrzehnten in einer sich verändernden Migrationsgesellschaft noch drängender stellen wird. Inzwischen ist es an uns selbst, sie immer wieder von Neuem zu beantworten. Am 27. Oktober 2025 ist Eva Milligan, geborene Rothschild (#21), als letztes den Holocaust überlebendes Kind auf unserem Klassenfoto gestorben. Seit Jahren schon war sie so altersschwach und krank, dass wir sie zu unserem Projekt leider nicht mehr befragen konnten. Auch ließ ihr Sohn uns wissen, dass sie es zeitlebens vermieden hat, über ihre Vergangenheit zu sprechen – eine Bewältigungsstrategie von Überlebenden, die unter allen Umständen zu respektieren ist. Für andere war es dagegen geradezu notwendig, ihre Geschichten zu erzählen. Wir lassen uns in diesem Buch von den Menschen an die Hand nehmen, die bereit waren, über ihr Leben zu berichten.

Viele der Personen auf unserem Foto blickten auf zunächst unbeschwerte Tage als kleine Kinder in München zurück. «Was Schnee betrifft, bin ich bis zum heutigen Tag eine echte Münchnerin», sagte Melanie «Mella» Löwy (#30) 1997 bei einem Besuch in der alten Heimat: «Für mich gibt es wenig Schöneres. Wir hatten einen gewissen Hügel, nicht zu weit von Zuhause, von dem ich immer heruntersauste mit meinem Schlitten. Dann krabbelte ich wieder hinauf: die Backen glühend, Finger und Zehen taub.»³ Ähnlich blickte auch ihre einstige Klassenkameradin Gertrude Newman, geborene Gerda Leiter (#15), zurück: «Wir fühlten uns wohl im Kreise unserer Freunde und Familie, und Deutschland war ein schönes Land», erinnerte sie sich an ihre frühe Kindheit: «Die Alpen waren nur ein paar Stunden entfernt, und wir verbrachten dort Winter und Sommer.»⁴ Auch Hugo Holzmann (#40), der Beste seiner Klasse im Zeichenunterricht und der Schlechteste im Diktat, dachte oft an seine Heimat: «München war wirklich keine

typisch deutsche Stadt», schrieb er später: «Es herrschten Bürgerlichkeit und Bohème, gleichzeitig war es provinziell – liberal-katholisch, falls es so etwas gibt. Wenn du aus München kamst, unabhängig von deiner Religionszugehörigkeit, ja, sogar wenn du jüdisch warst und den Münchner Dialekt sprachst, warst du <einer von uns>. Man wurde auch akzeptiert, wenn man von irgendwo anders aus Bayern herkam; dann war man zumindest ein Bayer. Wenn man aber von nördlich der Donau stammte, war man ein Preuße, schlimmer als ein Ausländer.»⁵

So empfanden viele jüdische Münchner auch noch die Anfangszeit der NS-Herrschaft. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten ihre Heimat zu verlassen, fiel ihnen auch deshalb so schwer, weil ihre Familien oft seit Jahrhunderten in Bayern verwurzelt waren. Entgegen der Propaganda, dass die Juden als «Drückberger» durch den Ersten Weltkrieg gekommen seien, hatten die meisten Väter der Kinder der von uns betrachteten Schulklasse ganz selbstverständlich für das Deutsche Kaiserreich an der Front gedient. Sie identifizierten sich mit der deutschen Geschichte und Kultur – und viel mehr noch mit der bayerischen Tradition. Regelmäßig gingen sie in den Bergen wandern und schunkelten zum «Humpa» der Blaskapellen. Am Samstag- oder Sonntagnachmittag saßen sie wie alle anderen Münchner mit ihren Kindern in einem der zahlreichen Biergärten unter großen Kastanien, aßen ihre mitgebrachte (koschere) Brotzeit, tranken eine Radlermaß und erlaubten auch ihren Acht- oder Neunjährigen schon einmal ein kleines Gläschen Bier, das «flüssige Brot», wie sie es nur halb im Scherz nannten. Auch beruflich hatten die meisten ihren Platz gefunden: Die Eltern (respektive die Väter) der Kinder auf unserem Foto waren in einer überwältigenden Mehrheit Kaufleute, hinzu kamen vereinzelt Ärzte, Anwälte, Metzger, Wissenschaftler oder Dichter. Allesamt waren es Menschen, die das gesellschaft-

liche Leben in München mitgestalteten, Eltern, die hart arbeiteten für eine Zukunft, in der es ihren Kindern (noch) besser ergehen sollte als ihnen selbst. Es waren Wünsche, wie sie Eltern stets für ihre Kinder haben. Nicht wenige versuchten deshalb, sich und ihre Familien möglichst gut an ihr nichtjüdisches Umfeld anzupassen.

Dan Golomb (#39) bedauerte im Rückblick das vergebliche Assimilationsstreben seines Vaters, der nach seiner Einwanderung aus Polen auf Märkten und Messen in Würzburg sogar mit Christbaumschmuck gehandelt hatte, bevor er sich in München niederließ. Seinen Vornamen Moszek Izak hatte er sogleich zu Moritz geändert – und auch für seine Kinder ließ er sich etwas einfallen. «Mein richtiger Name, mein Geburtsname – das werden Sie mir kaum glauben – ist Siegfried!», erzählte Dan Golomb später einmal: «Ich glaube, [mein Vater] war ein eingefleischter Opernfan, und deshalb gab er mir diesen sehr germanischen Namen, den ich hasste»⁶. Der Anpassungsdruck, den manche Eltern verspürten, machte also nicht einmal vor den Namen ihrer Kinder Halt.

Doch die mit der nichtjüdischen Bevölkerung geteilten Räume wurden immer enger. Als die orthodoxe Religionsgesellschaft Ohel Jakob in München 1924 die Gründung einer Jüdischen Volksschule in der Münchner Altstadt initiiert hatte, war dies von vielen liberalen Juden als «Ghettoschule» noch entschieden abgelehnt worden, obwohl die Einrichtung wie jede andere Schule den öffentlichen Behörden und Ministerien unterstellt war und dem allgemeinen Lehrplan folgte.⁷ Mit der Zeit wurden aber auch zunehmend Mädchen und Jungen aus liberal-jüdischen Familien dort eingeschult – nicht zuletzt, um sie vor antisemitischen Anfeindungen in den gemischten Schulen zu schützen. Bereits im April 1933 erließen die neuen Machthaber ein «Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen», wie sie es nannten. Der Druck auf die Eltern stieg und zeigte Wirkung: Im Sommer



Die mit der orthodoxen Synagoge verbaute Volksschule in der Herzog-Rudolf-Straße in der Münchner Altstadt: Das Schulgebäude ist der Anbau auf der rechten Seite.

1934 ermittelte das städtische Schulamt nur noch 127 jüdische Kinder an öffentlichen oder privaten Volksschulen. Während sich die Schülerzahlen an der Jüdischen Schule in den Jahren vor 1933 stabil bei etwa 110 bis 120 Kindern eingependelt hatten, wurden für das Schuljahr 1934/35 bereits 256 Schülerinnen und Schüler registriert;⁸ aus ganz München strömten nun morgens die Kinder in die Herzog-Rudolf-Straße, die einen zu Fuß, die anderen zumindest zum Teil mit der Straßenbahn, da die Wege so lang waren.

Ein Jahr später, im Frühjahr 1935, wurden die Kinder auf unserem Foto eingeschult – das volle Programm inklusive großer Schultüten mit Obst und Süßigkeiten. In den Familien wurde über die antisemitische Stimmung im Land meist geschwiegen, um die Kleinen zu schützen, und in vielen Fällen gelang es, trotz allem eine gewisse Unbeschwertheit zu erzeugen: «Ich liebte meine Schule vom

ersten Moment an, in dem ich mein Klassenzimmer betrat», schrieb zum Beispiel Mella Löwy später.⁹ Sie erinnerte sich an etwa 30 Kinder in ihrer ersten Klasse, die in zwei Doppelreihen mit einem Gang in der Mitte im Klassenzimmer saßen, auf der einen Seite die Jungen, auf der anderen die Mädchen.¹⁰ Im Jahr darauf, im Mai 1936, wurde mit mehr als 400 Kindern und Jugendlichen der Höchststand an der Schule erreicht, in ganz Bayern besuchten nur noch 13 Schülerinnen und Schüler aus jüdischen oder gemischt-konfessionellen Familien gewöhnliche Schulen.¹¹ Einer von ihnen war Ernst Hofeller an der Gisela-Oberrealschule München, der über die Ausgrenzungserfahrungen der vier jüdischen Schüler in einer Klasse voller HJ-Jugendlicher später einen erschütternden Bericht geschrieben hat.¹²

Auf dem Weg zur Schule und wieder nach Hause wurden auch die Mädchen und Jungen auf unserem Foto tagtäglich an ihre fragile gesellschaftliche Stellung erinnert. «Die jüdische Schule war nur wenige Gehminuten von unserem Haus entfernt», beschrieb Sara Rosenstock im Rückblick ihren täglichen Schulweg: «Wir gingen nur auf der Hauptstraße zur Schule, um nicht schikaniert zu werden.»¹³ «Ein Kind kann zwar nicht verstehen, warum man es ausgrenzt und ihm das Gefühl gibt, anders zu sein, aber das Kind ist nicht wirklich beunruhigt», schrieb dagegen Hugo Holzmann: «Ein Kind lebt nur für den Augenblick oder vielleicht für den nächsten Tag. Solange man dem Kind eine Chance gibt, physisch zu überleben, wird es sich anpassen.»¹⁴ Er erinnerte sich aber auch daran, dass ihm einmal ein nichtjüdischer Junge nicht glauben wollte, dass er Jude war – schließlich ragten keine Hörner aus seiner Stirn.

In der Jüdischen Schule blieben den Kindern auf unserem Foto solche Anfeindungen zumindest im Schulalltag erspart. Viele Episoden um diese Klasse zeigen sehr konkret, dass sie dort ganz ge-

wöhnliche Kinder sein durften – Mädchen und Jungen, die kluge Fragen genauso wie Streiche im Kopf hatten und es liebten, miteinander zu spielen oder sich gegenseitig zu ärgern. Rivalität und Rangelei, beste Freundschaften und erste Schwärmereien: der ganz normale Wahnsinn kindlicher Lebenswelten war natürlich auch an der Jüdischen Volksschule präsent. Doch angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen blieb vor allem eines in Erinnerung: «Für die vier Stunden [die wir zusammen waren], verschlang uns die Finsternis des Nationalsozialismus nicht»,¹⁵ schrieb Hugo Holzmann später.

In der dritten Klasse von 1937 lernten mehr als 50 Kinder Seit an Seit: die 48 Kinder, die auf dem Foto zu sehen sind, und einige weitere, die an diesem Tag offenbar fehlten.¹⁶ Das traditionelle religiöse Umfeld war durch Simon Ehrentreu (#45), den Sohn des Rabbiners der jüdisch-orthodoxen Gemeinde, in dieser Klasse besonders prominent vertreten. Insgesamt aber kamen die Kinder, entsprechend der Struktur in der Münchner Gemeinde, überwiegend aus Elternhäusern liberal-jüdischer Ausrichtung oder aus Familien, in denen sich schon lange eine gewisse Indifferenz gegenüber dem Judentum entwickelt hatte – bis hin zu Konvertiten und Atheisten: Kriterien, die die Nationalsozialisten in ihrem Rassenwahn jedoch kaum interessierten. Ab dem 15. November 1937 wurde schließlich auch christlich getauften Kindern mit jüdischen Großeltern der Zugang zum allgemeinen Schulsystem verwehrt.

Nicht nur das Verhältnis zur jüdischen Religion, auch die sozialen Hintergründe der Kinder waren ganz verschieden, und manche aus den wohlhabenden Elternhäusern hatten mit ihren ärmeren Mitschülern außerhalb des Klassenzimmers praktisch nichts zu tun. Die weniger privilegierten Kinder saßen in der Klasse «in den vorderen Reihen, was mir damals wie ein anderes Land vorkam,

mit dem man sich nicht verbrüdet»,¹⁷ erinnerte sich etwa Mella Löwy. Das galt sogar für ihre eigene Cousine Gertrud «Goldi» Bienenfeld – das Mädchen, das auf dem Klassenfoto ganz rechts vorne einsam in der Hocke sitzt.¹⁸ Auch den Lehrkräften blieben die «feinen Unterschiede» natürlich nicht verborgen. Besonders wichtig waren sie offenbar für Ferdinand Kissinger (#1), den Klassenlehrer der Dritten im Frühjahr 1937. In Abgrenzung zu seinem Bruder Julius, der ebenfalls an der Schule lehrte, wurde er dort als «der dicke Kissinger» bezeichnet. Die beiden stammten aus der Nähe von Würzburg und waren Onkel zweiten Grades des späteren US-Außenministers Henry Kissinger. «Julius war der nette Kerl. Ferdi war weder ein guter Lehrer noch ein netter Mann», erinnerte sich Hugo Holzmann in seinen Memoiren.¹⁹ Kissinger war unter anderem für seine Strafen bekannt, die offenbar häufiger die ärmeren Kinder trafen.²⁰ Bei Hugo soll sich die Geringschätzung auch auf dessen Noten ausgewirkt haben.

Die Mädchen und Jungen auf unserem Foto hatten alle ihre eigenen Ängste, Sorgen und Hoffnungen. Es waren Kinder mit ihren kleinen und großen Problemen und ganz unterschiedlichen Charakteren. Doch sie alle wurden vom Terror des Nationalsozialismus eingeholt, ein Schicksal, das sie eng miteinander verbindet. In ihren Biografien, in ihrem Sterben oder Über- und Irgendwie-weiter-Leben, spiegelt sich das ganze Spektrum der nationalsozialistischen Judenverfolgung. Ihre Erinnerungen bringen uns über verschlungene Pfade (ab)gebrochener Biografien die Geschichte der Schoa so nahe, dass es im Innersten schmerzt: Der tödliche Hass gegenüber unschuldigen Kindern lässt die wenigsten kalt.

In diesem Vorwort kamen bereits etliche Namen vor, im ganzen Buch werden es noch viel mehr sein – unmöglich, sie sich alle zu merken. Acht Kinder auf unserem Foto aber werden uns auf den

nächsten 300 Seiten immer wieder begegnen, von ihnen lassen wir uns durch die Zeit führen. Dass wir es dabei mit Quellen unterschiedlicher Herkunft und Beschaffenheit zu tun hatten – mit Tagebüchern und Memoiren, aber auch mit Erinnerungen Dritter oder mit von den Tätern produzierten Akten –, sorgt dafür, dass wir manchen dieser Kinder näher kommen als anderen: eine Tatsache, die auch beim Lesen auffallen wird.

Hugo Holzmann lässt uns besonders tief hineinschauen in die Welt seiner Gedanken und Gefühle. Er hat Bayern vor Kriegsende nicht verlassen und versteckte sich zuletzt auf einem Bauernhof in der Nähe von Dingolfing. 1947 emigrierte er mit seiner Mutter nach Philadelphia, kämpfte mit der US-Army im Pazifik-Krieg, machte eine Ausbildung zum Apotheker und arbeitete in einem Krankenhaus in Colorado, bevor er sich mit seiner Frau in Kalifornien niederließ, wo er 2019 starb. Er hat nicht nur historische Romane zwischen Fiktion und Wirklichkeit, sondern auch eine viele hundert Seiten lange Autobiografie verfasst, die er seiner Mutter, der titelgebenden «Woman Courageous» widmete.²¹ Hugo Holzmann, der sich auch vom Fernsehen interviewen ließ,²² suchte sein Leben lang nach seinen alten Schulfreunden. Einen eigenen Abzug des Klassenfotos von 1937, das seiner Erinnerung auf die Sprünge half, hat ihm bei ihrem Wiedersehen in Amerika sein alter Freund Paul geschenkt – der hieß nun Nussbaum, denn das «scharfe ß» in seinem deutschen Nachnamen kannte man im Englischen nicht.

Paul Nußbaum (#34) also: Er emigrierte 1939 mit seiner Familie über Italien, die Schweiz und Großbritannien nach Baltimore an der US-amerikanischen Ostküste. Als er dort im Alter von zehn Jahren ankam, begann er, ein Tagebuch zu schreiben. Das Büchlein hatte ihm eine Schulkameradin vor seiner Ausreise geschenkt, nun wollte er seine «Jugendjahre niederschreiben», wie er es nannte.²³ Später, als Anwalt spezialisiert auf Prozesse um die Aufhebung der

«Rassentrennung» in den USA, hat er nicht mehr gern über seine Kindheit gesprochen, nur einmal ließ er sich vor seinem Tod im Jahr 1997 noch von seinem älteren Sohn befragen. Der hat das bewegende Gespräch glücklicherweise aufgezeichnet.²⁴

Für Melanie «Mella» Löwy dagegen war ihre Kindheit ihr weiteres Leben lang das bestimmende Thema. Sie entkam der Schoa mit einem Kindertransport nach England und lebte zuletzt, das war 2023, wieder in dem Dorf, in dem sie damals unterkam. In Oxford hielt sie regelmäßig Vorträge über die jiddische Dichtung ihres Vaters Josef Hillel Löwy. Sie anglisierte ihren Nachnamen zu Lowy, schrieb von ihrer eigenen Biografie inspirierte Romane und eine Autobiografie unter dem Titel «A Childhood Memoir».²⁵

Ebenfalls geflohen ist Marion Sichel: Mit ihrer Familie gelang ihr bereits im April 1938 die Emigration nach Argentinien. Ihre Mutter Anna hielt die Erfahrungen und die Herausforderungen des Neuanfangs in einem fremden Land in ihren Erinnerungen fest.²⁶ Diese zeigen, dass selbst nach der geglückten Flucht der Alltag im Exil von Unsicherheiten und Entbehrungen geprägt blieb.

Margot Süßheim (#16) hat ihr Leben nicht aufgeschrieben, dafür war sie viel zu bescheiden. Dabei hätte sie viel zu berichten gehabt: Sie entkam als Letzte ihrer Münchner Klasse ins rettende Exil. Im Sommer 1941 emigrierte das Mädchen mit ihrer Familie in die Türkei, ein eher untypisches Emigrationsland. Nach dem Tod des Vaters, des Orientalisten Karl Süßheim, zog die Familie weiter in die USA. Margot Suesheim, wie sie ihren Namen dort amerikanisierte, lebte zuletzt in einem Seniorenheim in Queens, New York. Hier hat sie einige Jahre vor ihrem Tod im Jahr 2020 lange Interviews gegeben – aber erst, als eine der beiden Autorinnen dieses Buchs sich in den Kopf gesetzt hatte, eine Biografie über ihren Vater zu schreiben.²⁷ Der hatte sein Leben lang Tagebuch geführt,

die meiste Zeit auf Osmanisch und Arabisch, da er als junger Mann lange in Konstantinopel gelebt hatte.²⁸ In dieser einzigartigen Quelle spielt auch seine geliebte Tochter Margot eine wichtige Rolle.

Unser nächster Protagonist, Siegfried «Sigi» Golomb, hat von sich selbst gesagt, er habe eigentlich vier Leben gelebt – eines in Deutschland, eines in Osteuropa, eines in Israel und eines in den USA. In seinem ersten Leben war er als <Ostjude> noch verhasster als andere Juden in München, das zweite führte ihn ins Ghetto und die Lager, darunter Auschwitz, im dritten legte er seinen verhassten germanischen Vornamen ab. In seinem vierten Leben wurde Dan Golomb Vater zweier Töchter, Forschungsdirektor der amerikanischen Umweltschutzbehörde und gab dem Fortunoff-Archiv für Holocaust-Zeugnisse, dem United States Holocaust Memorial Museum und deutschen Dokumentarfilmern ausführliche Interviews.²⁹ Er starb 2013 im Alter von 84 Jahren.

Seine Klassenkameradin Berta Sandbank (#28) hat er um sieben Jahrzehnte überlebt. Bertels Leben war kurz, doch es hat Spuren hinterlassen: Das beliebte Mädchen taucht in den Erinnerungen ihrer Schulfreunde aus München immer wieder auf. Unmöglich konnten wir sie als Protagonistin dieser Geschichte weglassen. Wenn im Kapitel «Weiterleben» nur noch von sieben statt acht Kindern erzählt wird, liegt es daran, dass sich Bertels Spur 1942 im polnischen Izbica verliert – am wahrscheinlichsten ist, dass sie von dort in ein Vernichtungslager deportiert wurde. Wie bei so vielen anderen ihrer Klasse ist nach Bertels frühem Tod eine entsetzliche Lücke geblieben.

Ein Kind auf dem Foto hätten wir im Zuge unserer Spurensuche noch fast persönlich kennengelernt: Sara Hinde Rosenstock, einst bekannt als Rali Schindler (#27). Sie ist unsere letzte Heldin in dieser Geschichte. Sara war früh nach Palästina emigriert und

lebte bis zuletzt im Kreise ihrer Großfamilie in Israel. Für ihre Kinder hat sie ihre Erinnerungen aufgeschrieben, die bis heute unveröffentlicht sind.³⁰ In Raʿanana bewahrte Sara nicht nur ihr altes Klassenfoto, sondern auch ein Poesiealbum aus ihrer Schulzeit in München auf, in das sich viele ihrer Schulfreunde eingetragen haben.³¹ Dreimal haben wir in den vergangenen Jahren einen Besuch bei ihr und ihrer Tochter Ruth Yoel geplant, doch jedes Mal hat uns die politische Lage im Nahostkonflikt einen Strich durch die Rechnung gemacht.

«Meine Klasse. Wer hat überlebt???», hatte Sara auf ihr Foto geschrieben. Wir sind froh, dass wir ihr diese Frage vor ihrem Tod im Sommer 2025 zumindest aus der Ferne noch beantworten konnten: Die meisten Kinder ihrer Klasse sind dem Horror des Rassenwahns rechtzeitig entkommen, worüber Sara sehr glücklich war. Elf der Kinder auf dem Foto sollten das Kriegsende 1945 mit dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes aber nicht mehr erleben. Ihnen ist dieses Buch gewidmet.

I. LEBEN

*Das Zwillingismädchen **Margot Ruthenburg** (#19) flirtet manchmal ein bisschen mit den Jungs. Zumindest versucht sie es. Dann blinzelt sie einen Lieblingsjungen mit ihren Augen an und schämt sich anschließend, als hätte sie was Schlimmes getan.*

***Steffi Weil** – blonde Locken, Pfirsich-Teint – wandert schon früh mit ihrer Familie aus. Aber wer kann schon ihr hübsches Gesicht vergessen?*

*Als **Harald Zernik** (#9) wieder einmal Hugo Holzmann besucht, hat der eine Flasche Kirschlikör gemopst. Auf dem Dachboden trinken sie sie aus. Harald hat Glück, dass er alles wieder auskottzt. Hugo hat für drei Tage einen Kater.*

***Eva Ballin** (#18) ist ein Einzelkind, höflich und tadellos erzogen. Auf ihrer Abschiedsparty gibt es Kuchen, heiße Schokolade, Luftballons und Papierpfeifen.*

*Der mutige **Erich Kupfer** (#8) verpasst Mella Löwy unter der Corneliusbrücke hinter dem Deutschen Museum ihren ersten Kuss. Mella schwört sich, nie wieder mit diesem rothaarigen, acht Jahre alten Unhold allein nach Hause zu gehen. Außerdem ist sie in einen anderen Jungen verschossen. Armer Erich.*

Friederike Jeidel (#14) schreibt ihrer Freundin Rali Schindler zum Abschied ins Poesiealbum: «Bist Du erst groß, so siehst Du's ein, wie schön es war, ein Kind zu sein.»

*Gott sei Dank bin ich groß, denkt Hugo Holzmann. Nicht so wie sein kleiner Freund **Alo Hirsch** (#6), der nur aus Haut und Knochen besteht – obwohl sein Vater Metzger ist. Vielleicht ist es aber auch ganz gut, dass Alo so wenig Appetit hat: Einmal schenkt er Hugo eine große Stange Salami.*

***Jackie Alster** (#2) ist ein nettes Kind, findet Hugo Holzmann, aber ein Muttersöhnchen.*

*Eines Tages nimmt die Mutter von **Eduard Engelberg** (#35) ein Bild aus seinem Rahmen, rollt es zusammen und verlässt das Haus. Als sie wiederkommt, hat sie ein Schweizer Visum für die ganze Familie. Das Gemälde war von Otto Stein, einem der Gründer der Münchner Neuen Secession.*

*Hugo Holzmann und seine Mitschülerin, die hübsche **Esther Berger** (#12), sind für einige Wochen gleichzeitig im Jüdischen Kinderheim untergebracht. Manchmal hält Hugo heimlich Esthers Hand.*

*An einem Tag kurz vor Weihnachten ist **Gerda Leiter** in einem Bus auf dem Weg von New York nach Pittsburgh. Entlang des Highways sieht sie die Häuser mit ihren warmen Lichtern. Das Mädchen fühlt sich verloren, schaut sehnsüchtig auf jedes Haus und stellt sich vor, wie sie darin sicher und geborgen wäre. Gerda wird nie wiederfinden, was sie in München verloren hat.*

1. Miesbach, Mai 1937 | Margot oder Der «Bäder-Antisemitismus»

Eine atemberaubende Alpenkulisse, der berühmte weiß-blaue Himmel und kristallklare Seen: Im Mai 1937 fährt Familie Süßheim aus München wie so oft ins beschauliche oberbayerische Miesbach, um sich während der Pfingstferien eine kleine Auszeit zu nehmen. Karl und Karolina Süßheim kommen hier mit ihren beiden Töchtern, der frischgebackenen Drittklässlerin Margot und der inzwischen dreijährigen Gioconda, in einer Pension unter. Wahrscheinlich gehen sie wie immer in den Bergen wandern und besuchen die städtische Badeanstalt,¹ vielleicht erlaubt die gemeinsam verbrachte Zeit dem jüdisch-christlichen Paar sogar eine kurze Pause von den immer heftiger werdenden Diskussionen um die religiöse Erziehung der Kinder. Die kleine Margot liebt es im Urlaub schon immer, mit den Kindern der anderen Gäste zu spielen, sie bewundert die vielen Tiere auf dem Land, und sie kann auch besser schlafen, wenn sie in der Natur ist. Ganz besonders mag Margot Miesbach, genau wie ihr Vater: Schon einer der ersten Ausflüge mit seiner Frau hatte den Wissenschaftler in den 1920er Jahren in diese Gebirgsregion geführt, damals schwärmte er in einem Brief an seine skeptische Mutter von der praktischen Veranlagung seiner ihm frisch Angetrauten, ohne deren Rat er sich «bei Einbruch der Nacht im benachbarten Berggelände schwer verstiegen» hätte.² Doch nichts ist mehr wie früher und die neue

Gegenwart so brutal, dass sie ein Schwelgen in unbeschwerten Tagen kaum zulässt: Schon bald kommt den Süßheims zu Ohren, dass sich ein anderer Gast der Pension beim Inhaber beschwert hat.³ Er wollte wissen, was «diese Juden» dort zu suchen haben. Vor allem Karolina ist davon zutiefst verunsichert: Am fünften Tag ihres Aufenthalts reist die Familie überstürzt ab.

Die Konfrontation mit Antisemitismus wurde allmählich zum Alltag: «Jedes Jahr gab es mehr Vorfälle», schrieb Gerda Leiter, als sie später an ihre ersten Jahre in der Volksschule zurückdachte: «Ich erinnere mich an einen Sommertag, an dem wir in ein Restaurant gingen, wo mein Vater geohrfeigt wurde und man ihm sagte: <Juden sind hier nicht erwünscht.> Mein Vater beharrte jedoch darauf, dass dies nicht ernst gemeint sei. <Das geht vorbei>, sagte er.»⁴ Besonders schlimm traf es die Familien in den Ferien, wo sie eigentlich Erholung suchten. Dass die Süßheims zu dieser Zeit überhaupt noch in oberbayerische Urlaubsorte fuhren, ist bemerkenswert: Bereits zu Beginn der 1920er Jahre bekamen Reisende den Antisemitismus dort bitter zu spüren. Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens mahnte deshalb in seiner Zeitung zur Vorsicht: «Die meisten der kleineren Orte sind durch Judenhaß verseucht», war in der Zeitung zu lesen: «Deshalb raten wir jüdischen Nichtbayern: Haltet euch von allen bayrischen Kur- und Sommerplätzen fern, von denen ihr nicht genauestens wißt, daß ihre Leitung, insbesondere ihre Bürgermeister, Gemeinde- und Kurverwaltungen, jüdischen Besuch wünschen.»⁵ Der sogenannte Bäder-Antisemitismus – ein auf Kur- und Badeorte bezogener Begriff aus dem 19. Jahrhundert – war nicht nur deutlich älter als das <Dritte Reich>, sondern auch ein weitverbreitetes Phänomen, insbesondere in Bayern. In dem Ort, den die Süßheims sich ausgesucht hatten, war es sogar besonders schlimm, denn die Kleinstadt war ein Zentrum der judenfeindlichen Agita-

tion: Im *Miesbacher Anzeiger* hetzte der Kolumnist Ludwig Thoma schon seit den 1920er Jahren «auf einer Ebene antisemitischer Demagogie, die bis dahin in Deutschland noch nicht betreten worden war».⁶

Die im jüdischen Bürgertum weitverbreitete Vorstellung einer bayerisch-jüdischen «Symbiose», die Margots Klassenkamerad Hugo Holzmann später als «naiv» bezeichnen wird, wurde also nicht erst mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten im Jahr 1933 immer stärker bedroht und in Frage gestellt.⁷ Dies wusste Karl Süßheim besonders gut: Sein eigener Bruder, der SPD-Politiker und Anwalt Max Süßheim, gehörte während der Weimarer Republik zu den präsentesten Hassfiguren der Nationalsozialisten. In Julius Streichers Nürnberger Hetzblatt *Der Stürmer* verunglimpften ihn unzählige Karikaturen als Inbegriff des <linken Juden>.⁸ Die antisemitische Stimmung konnte Margots Vater selbst als Münchner Professor in dieser Zeit aber noch recht gut verdrängen, damals beschäftigte ihn vielmehr der Widerstand gegen seine Ehe in der eigenen Familie.

Karl Süßheims Vater war schon früh verstorben, doch von Nürnberg aus wachte seine Mutter Clara eifersüchtig über ihren Lieblingssohn in München. Seine Entscheidung, nach einer ersten, schnell gescheiterten Ehe mit einer jungen Jüdin 1927 als einziger der Familie außerhalb der jüdischen Gemeinde zu heiraten, wurde in Nürnberg nicht gut aufgenommen – Briefe zeigen, dass Clara Süßheim ihre Schwiegertochter sogar erst nach der Hochzeit kennenlernte. Etliche rührende Schreiben über sein neues Leben als glücklicher Ehemann und ab 1929 auch stolzer Vater zeugen von Süßheims Bemühen, die schwierige Mutter nach wie vor in sein Leben einzubeziehen.

Aus den Briefen erfahren wir auch von dem engen Verhältnis, das der Vater zu Margot, seiner Erstgeborenen, aufbaute. Die Ent-

wicklung des Kindes beobachtete und beschrieb er wie ein kleines Wunder, das ihm nun tagtäglich begegnete: «Ich fühle mich glücklicher, so oft ich das Mädchen bei mir sehe», schrieb er im Mai 1929 über das drei Wochen alte Baby.⁹ Um seine Frau, die ihm dieses Glück geschenkt hatte, zu unterstützen, stellte er eine Haushälterin ein, später auch ein sogenanntes Tagesmädchen, das sich mit Margot beschäftigte. Doch er nahm sich auch viel Zeit mit dem Kind, las ihm oft vor. Das Mädchen kam schon früh, kaum zweieinhalb Jahre alt, in den Genuss des ironischen Humors ihres Vaters: «Ich besitze ein kleines Wörterbuch mit Abbildungen von Tieren, Pflanzen und Personen», schrieb er einmal nach Nürnberg: «Margot ruft <Erzählen!> Da muß man ihr dann die einzelnen Abbildungen erklären. Immer fragt sie: <Was ist das?> Seit einigen Tagen interessiert sie sich für die Kaiser. Ich zeige ihr Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Wilhelm II. und sage: <Wilhelm I. war gescheit, aber Wilhelm II. hat Dummheiten gemacht und man hat ihn daher nicht brauchen können.>»¹⁰

Obwohl Margot ein Mädchen war, tat der Professor von Beginn an alles für ihre Bildung – etwas, das sie noch am Ende ihres Lebens als besonders und fortschrittlich empfand. Doch es ging nicht immer nur ums Lernen – bei ihren Urlaubsreisen, etwa 1930 im nahen Österreich, achteten die Süßheims vor allem darauf, dass das Kind sich wohlfühlte: In Kiefersfelden bei Kufstein etwa boten «das Roß und die Kühe im Stall (...), desgleichen die zahlreichen Kinder des Hauseigentümers und der fremden Mietgäste» der kleinen Margot «viel Unterhaltung»;¹¹ 1932 im Tiroler Kitzbühel amüsierte Margot sich «vortrefflich», nicht nur beim Milchtrinken auf einer Alm und beim Heidelbeerenpflücken im Wald: «Unsere Hauseigentümer haben 2 Kinder, mit welchen Margot gerne spielt. Die Besitzer haben aber auch Kühe im Stalle, Gemüsegarten und eine große Wiese am Hause, so daß Margot, wenn wir zu Hause

sind, immer Beschäftigung hat.»¹² Es hatte vor 1933 also durchaus noch viele Orte gegeben, an denen es offenbar niemanden störte, wenn eine Katholikin mit einem Juden verheiratet war und deren Kind mit dem eigenen spielte.

Im Nationalsozialismus wurden solche Ehen jedoch zunehmend sozial geächtet. Die gemischten Ehen stellten für das Regime ein Dilemma dar, da sie einer gewünschten Isolation der jüdischen Deutschen entgegenstanden – allzu radikal allerdings konnte man nicht vorgehen, da dies Unruhe bei den nichtjüdischen Familienmitgliedern nach sich gezogen hätte. Die Nationalsozialisten schickten sich also zunächst an, das «Problem» nicht weiter zu verschärfen, indem sie neue christlich-jüdische Familien mit dem <Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre> im September 1935 kurzerhand verboten. Fortan waren solche <Mischehen> endgültig ein Gegenstand öffentlichen Anstoßes und die bestehende Ehe der Süßheims war als <Rassenschande> gebrandmarkt. Vor diesem Hintergrund nimmt es kaum Wunder, dass Karolina Süßheim zunehmend in Panik geriet – und der Stolz ihres Mannes auf seine jüdische Religion machte es ihr nicht gerade einfacher.

Margots Vater war sein jüdischer Glaube sehr wichtig. Zu ihm hatte er erst über einige Umwege Anfang des 20. Jahrhunderts gefunden, während eines langen Aufenthalts im Osmanischen Reich zur beruflichen Orientierung.¹³ Zuvor hatte er – nicht unüblich für das liberale städtische Judentum in Deutschland – religiösen Dingen völlig indifferent gegenübergestanden, einmal hatte er sich sogar als ganz und gar «ungläubig» bezeichnet. Sein Desinteresse ging so weit, dass er lange nicht einmal wusste, dass er als kleiner Junge beschnitten worden war. Die Auseinandersetzung mit frommen jüdischen, aber auch muslimischen Gemeinschaften des Nahen Ostens beeindruckte ihn dann zutiefst, und als er in die Heimat



Sie stehen wahrscheinlich auf der Praterinsel: Margot Süßheim mit ihrer kleinen Schwester Gioconda im Jahr 1934, im Hintergrund die Mariannenbrücke und die St. Lukas-Kirche, am rechten Rand die Mutter der Mädchen.

zurückkehrte, nahm er die Religion sogar ernster als seine Mutter, die im Gegensatz zum Vater durchaus an den jüdischen Traditionen festhielt. Regelmäßig machte Karl Süßheim nun Verwandten und Bekannten Vorwürfe, die entschieden, ihre Kinder aus dem Hebräischunterricht zu nehmen oder sogar taufen zu lassen. Es ist nur auf den ersten Blick paradox, dass ausgerechnet er schließlich eine gläubige Katholikin heiratete: Von seiner zweiten Frau konnte er

sich zumindest Verständnis für religiöse Spiritualität erhoffen, etwas, das in seinem jüdischen Umfeld nicht selbstverständlich war. Seine Hoffnungen schienen sich zu erfüllen: Zunächst stellte sich Karolina keineswegs gegen seinen Glauben – und schon vor der Hochzeit hatte er ihr das Versprechen abgenommen, über die religiöse Erziehung gemeinsamer Kinder bestimmen zu dürfen.

Eigentlich erben nach der jüdischen Tradition Kinder die Religionszugehörigkeit ihrer Mutter, doch wie Dokumente im Münchner Stadtarchiv belegen, gehörten die Süßheim-Schwwestern Margot und Gioconda, 1929 und 1934 geboren, offiziell der Religion ihres Vaters an. Wie Karl Süßheim die Jüdische Gemeinde davon überzeugte, seine Töchter aufzunehmen, ist nicht überliefert – seine enge Verbindung zu den Münchner Rabbinern mag hier eine Rolle gespielt haben, denn in Zweifelsfällen konnte die Einstellung des örtlichen Rabbiners durchaus entscheidend sein.

Für die Mitgliedschaft in der Gemeinde war eine Erziehung im Sinne des jüdischen Religionsgesetzes obligatorisch, und Süßheim tat sein Möglichstes, seine Töchter ans Judentum heranzuführen. Obwohl seine Frau dem zugestimmt hatte, war es ihr wichtig, dass ihre Töchter auch den christlichen Glauben kennenlernten. Ihr Mann trug dies bis zu einem gewissen Grad mit: Wie es in seiner eigenen, jüdischen Familie ohnehin stets Brauch gewesen war, so wurde auch für die kleine Margot von Beginn an Weihnachten gefeiert, wie Briefe im Nachlass der Familie zeigen. Karolina Süßheim besuchte mit den Töchtern auch häufig ihre Eltern, die abseits des Stadtzentrums in Milbertshofen lebten. Immer wieder verbrachten sie dort ganze Wochenenden: Ihre Oma habe «einen sehr schönen Garten gehabt mit Stachelbeeren», erinnerte sich Margot später an diese Zeit.¹⁴ Sie sei «eine sehr nette Frau» gewesen – «so, wie eine Großmutter sein sollte». Die Frau habe sich allerdings schwergetan damit, dass ihre Tochter einen Juden geheiratet hatte.

Neben Margot gab es nur wenige Kinder in ihrer Klasse, die aus dauerhaft gemischt-religiösen Familien stammten. Anders als andere Partnerinnen war Margots Mutter für ihren Mann vor der Ehe aber nicht zum Judentum übergetreten – und nach dem Epochenbruch von 1933 zog sie einen solchen Schritt noch viel weniger in Betracht. Für die Süßheims brachte dieses Jahr schon früh einen ersten Schock: Karl Süßheims Bruder Max, von der ständigen Hetze im *Stürmer* und dem Terror der nationalsozialistischen Fraktion im Nürnberger Stadtrat schwer gezeichnet, brach am 1. März bei einem Spaziergang zusammen und starb – bezeichnenderweise fand an diesem Tag die letzte Sitzung des demokratisch gewählten Gremiums statt, dem er selbst angehört hatte. Der Tod des Bruders und die Machtübernahme der NSDAP bereiteten aber nicht nur Margots Vater, sondern auch ihrer Mutter große Sorgen, schon 1933 spielte Karolina Süßheim mit dem Gedanken an Emigration. Das hatte auch finanzielle Gründe: Karl Süßheim war einer der Ersten an der Münchner Universität, die auf Grundlage des <Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums> im April 1933 ihre Stelle verloren, fortan musste er seine Familie als Privatgelehrter durchbringen. Vorsorglich begann Margots Mutter bald, Englisch- und Französischunterricht zu nehmen.¹⁵ Insbesondere sorgte sie sich um die Zukunft ihrer Kinder; Margot erinnerte sich später daran, dass auch sie auf Drängen ihrer Mutter anfang, Englisch zu lernen. Und der Druck stieg.

Der offizielle Status von Margot und ihrer kleinen Schwester im rassistischen NS-Staat als Nachkommen eines jüdischen Vaters und einer katholischen Mutter blieb lange im Ungefähren, doch im November 1935 definierte die <Erste Verordnung zum Reichsbürgergesetz>, wer als <jüdischer Mischling> Deutscher bleiben durfte. Margot und Gioconda Süßheim, in der NS-Terminologie nun <Halbjüdinnen> oder auch <Mischlinge ersten Grades> genannt,

wurden wie <ganze> Jüdinnen eingestuft, da sie jüdisch erzogen wurden – wofür auch der Begriff <Geltungsjude> geläufig war. Viele andere gemischt-religiöse Familien entschieden sich spätestens jetzt dafür, ihre Kinder offiziell als Christinnen und Christen registrieren zu lassen – hierfür erfanden die Nationalsozialisten den euphemistischen Begriff der <privilegierten Mischehe>, der solchen Kindern und auch ihren jüdischen Elternteilen Vorteile versprach.¹⁶

Auch Margots Mutter wollte ihre beiden Töchter vor diesem Hintergrund aus der Jüdischen Gemeinde nehmen, und es wäre ihr lieber gewesen, wenn Margot nicht die Jüdische Schule besucht hätte. Die alltäglichen und immer absurderen Anfeindungen der jüdischen Bevölkerung in München machten Karolina Süßheim schwer zu schaffen. Für Karl Süßheim war die Jüdische Schule dagegen ein Bollwerk gegen diese Erfahrungen: «Erspart Euren Kindern im zarten Alter all’ die aufregenden Widerwärtigkeiten!», so hatte die Religionsgemeinschaft Adas Israel in Nürnberg ihre Jüdische Volksschule bereits in den 1920er Jahren vor dem Hintergrund der wachsenden Judenfeindschaft in Bayern beworben. Als Fragment hat sich das Schreiben im Nachlass Karl Süßheims, dessen Familie aus Franken stammte, bis heute erhalten. Wie viele andere liberale Juden hatte er wohl auch aus diesem Grund seine Tochter in München sogleich in der Jüdischen Schule einschulen lassen. Die Mutter versuchte gegenzusteuern. «Einmal habe ich sogar ein Kreuz um den Hals gehabt in der Schule», berichtete Margot später: «Die waren da ganz aufgeregt, als sie das gesehen haben. Es war einfach irgendein Schmuck für mich, es war nichts Besonderes.»¹⁷ Für ihre Mutter war es das aber sehr wohl. An die anhaltenden Auseinandersetzungen um ihre religiöse Erziehung konnte Margot sich später nicht erinnern, doch im Tagebuch ihres Vaters aus der NS-Zeit sind sie ein stets wiederkehrendes Motiv der einst so glücklichen Ehe.

Wie viele andere Frauen erhielt auch Karolina Süßheim in der NS-Zeit immer wieder Besuch von Funktionsträgern der Partei, die ihr nahelegten, sich von ihrem jüdischen Mann scheiden zu lassen. «Sie haben oft mit meiner Mutter gesprochen», erzählte ihre Tochter später, «und ihr gesagt, wenn Sie diesen Juden verlassen, bekommen Sie alles, was Sie wollen». Einmal sei sie sogar selbst bei einem solchen Gespräch dabei gewesen. Doch ihre Mutter hatte ihrem Ehemann versprochen, zu bleiben: «Und sie hat es getan, sie ist nicht weggegangen von ihm.»

Leichtgefallen ist Karolina Süßheim das allerdings nicht. Im Frühjahr 1937, einige Wochen bevor Margots dritte Klasse an der Jüdischen Schule fotografiert wurde, erlitt sie über die Auseinandersetzungen in ihrer Ehe einen ersten Nervenzusammenbruch, von dem sie sich in einem Kuraufenthalt in Bad Reichenhall erholen musste.¹⁸ Der abgebrochene Urlaub in Miesbach gab ihr dann den Rest; fortan sollte der Dauerstreit über die Religion der Töchter nicht mehr enden. Sogar ihre Schwägerin Paula, Karl Süßheims Schwester in Nürnberg, entschied sich später, ihre Kinder aus der Jüdischen Gemeinde zu nehmen – doch ihr eigener Mann verweigerte diesen Schritt hartnäckig. Schließlich ließ Karolina Süßheim sich sogar dazu hinreißen, selbst in die antisemitische Rhetorik einzustimmen: Sie bezeichnete Margots Jüdische Schule in einem Streit als ungesund und undiszipliniert. Ihre jüngere Tochter nahm sie demonstrativ zu einer Taufe mit; bald sollte der verärgerte Vater christliche Traktate und eine Liste katholischer Dogmen in den handschriftlichen Aufzeichnungen Margots finden – er nahm die Papiere umgehend an sich. Das gegenseitige Misstrauen wuchs. Immer häufiger schlief das Paar in getrennten Räumen und sprach nach einem Streit nicht mehr miteinander.

Die Geschichte dieser Ehe zeigt, wie sehr sich das <Dritte Reich> bis in den innersten Kern der Familien hineinfraß. «Ihr

seid nicht wie wir», das war die Botschaft, der die Nationalsozialisten mit ihrer allgegenwärtigen Hetze gegen die jüdische Bevölkerung in dieser Zeit Nachdruck verliehen. Während der Olympischen Spiele in Berlin im Sommer 1936 war die Propaganda aus Rücksicht auf die Außenwirkung des NS-Staats kurzzeitig drastisch zurückgefahren worden, doch danach ging sie ungebrochen weiter. Nicht wenige spielten wie Karolina Süßheim mit dem Gedanken, ihrer Heimat den Rücken zu kehren. Margots Vater aber hatte keinerlei Ambitionen, aus Bayern, wo seine Familie seit unzähligen Generationen lebte, zu verschwinden. Unmissverständlich wird Karl Süßheim noch im Januar 1938 klarstellen, dass er nicht bereit sei, zu emigrieren.¹⁹ Die Zollfahndung war in seiner Wohnung aufgetaucht, um seinen Besitz zu inspizieren, doch trotz aller Schikanen wird Süßheim sich gegen die nationalsozialistische Vertreibungspolitik wehren, bis es fast zu spät ist.

Während Karolina Süßheim in ihrer Wohnung im Münchner Stadtteil Haidhausen an der Beharrlichkeit ihres Mannes zunehmend verzweifelt, verschwinden aus Margots Klasse immer mehr Kinder, deren Eltern sich ins Ausland flüchten. Schon im Juni 1937 emigriert Erich Fraenkel (#5) mit seiner Familie nach Palästina – viele Mitschülerinnen und Mitschüler können sich später nicht einmal mehr an ihn erinnern. Im Dezember folgt ihm sein Klassenkamerad Hans Ebstein (#10) ins «Gelobte Land», auch er taucht später in den Erinnerungen der anderen nicht auf. Von Margot besonders schmerzlich vermisst wird ein anderes Kind: Marion Sichel – das Mädchen, um deren Schultern sie auf unserem Foto so vertraut ihren Arm legt. Noch bevor die Freundinnen in die vierte Klasse kommen, wird die kleine Marion auf einem anderen Kontinent leben: Ihre abenteuerliche Geschichte führt uns nun nach Südamerika.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de